Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 21 (1913)

Heft: 10

Artikel: Fürs Rote Kreuz nach Serbien

Autor: Scheidegger, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-546637

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Einladung zum Hülfslehrertag in Solothurn.

Derselbe findet nicht am 25. Mai, sondern am 1. Juni 1913 statt.

An die Hülfslehrerinnen, Hülfslehrer und Vorstände der Samaritervereine des Kantons Bern und der benachbarten Kantone.

Programm:

Von 7 Uhr morgens an Empfang der ankommenden Gäste an beiden Bahnhöfen und Lösen der Bankettkarten im Hotel Metropole beim Bahnhof Neu-Solothurn.

10—10¾ Uhr: Vortrag von Herrn Dr. med. Jenny, Bern, über moderne Strahlen und ihre Anwendung in der Heilkunde.

10¾—11½ Uhr: Erledigung der Tagesgeschäfte.

11¼—12¼ Uhr: Besuch der Sehenswürdigkeiten der Stadt (altes Zeughaus, Museum, St. Ursuskathedrale) und Rundgang durch die Stadt.

12¼ Uhr: Mittagessen im großen Saale des Saalbaues.

2½ Uhr: Spaziergang nach der Einsiedelei St. Verena.

Fürs Rote Kreuz nach Serbien.

Von Sanitätsfeldweibel Hans Scheidegger.

Anschließend an meinen Brief, der in Nr. 6 der Zeitschrift vom 15. März seine Veröffentlichung fand, möchte ich noch meine allgemeinen Beobachtungen niederschreiben, die ich während der Tätigkeit in Kruchevaz (Serbien) aufgenommen habe und die vielleicht die Leser des „Roten Kreuzes" interessieren.

„Jetzt gilt's!" so hieß es in einem Briefe des Herrn Oberstl. Dr. W. Sahli in Bern, und anschließend an dieses von uns mit wachsender Ungeduld erwarteten Befehles war in den nachfolgenden Zeilen die Abreise festgesetzt.

Nach Serbien! Wohin es auch ging, das war meinem Kameraden Hugo Vögelin und mir durchaus gleichgültig: wir hatten uns zur Mithülfe bei der Pflege Kranker und Verwundeter im Balkankriege zur Verfügung gestellt. Bis dahin waren wir ziemlich verschwiegen, und erst als der Befehl zur Abreise kam, wurden auch unsere Freunde und Bekannte davon verständigt.

Wie doch Sympathien oder Vorurteile eine Rolle spielen!

Manche haben wohl — durch die ersten Waffentaten der Serben — diesem Lande wachsende Achtung nicht versagen können: aber trotzdem — es waren Serben: gering gewertet. Immer wieder machte man uns Vorstellungen wegen unseres Entschlusses, dorthin zu gehen, und als wir auch guten Freunden gegenüber die Nutzlosigkeit der Warnungen versicherten, wurden wir endlich noch dringend gebeten, zu unserm persönlichen Schutze gute Waffen mitzuführen.

Nach Serbien! wir sind froh, und ohne nur das kleinste Angstgefühl zu verspüren, nach Serbien gereist, und nachdem wir zwei Monate dort geweilt und mitgearbeitet haben, und mehr oder minder die Bevölkerung und ihre Lebensweise samt den wirtschaftlichen Verhältnissen kennen gelernt haben, zu der Ueberzeugung gekommen, daß es nach unserer Rückkehr unsere dankbare Aufgabe sein soll, der Wahrheit entsprechend zu erzählen.

Es ist also durchaus irrig und schlägt den Tatsachen ins Gesicht, wenn im serbischen Menschen immer nur der grobe, rohe, räuberische Orientale erblickt werden will.

Wir waren während unseres ganzen Aufenthaltes im Innern Serbiens nie in der Lage, auch nur eine rohe Tat zu registrieren. Ueberall begegneten uns einfache, schlichte Mitmenschen, die in fleißiger Arbeit von morgens bis abends für den Unterhalt der zurückgebliebenen Familienglieder sorgten. Uns war es durchaus wohl in diesem fremden Lande, und wir gingen alle absolut einig

in der Auffassung über die Serben, daß sie in ihrer kulturellen Entwicklung uns ebenbürtig seien.

Die serbischen Offiziere haben uns oft gefragt, was wir nun für einen Eindruck von Serbiens Land und Verhältnissen hätten, nachdem wir wohl mit dem bekannten ausländischen Vorurteil gekommen seien? Und wir mußten — der Wahrheit gemäß — immer wieder darauf hindeuten, daß wir überrascht seien von der Höhe der serbischen Kultur.

Resümierend: die serbischen Brüder verdienen unsere ganze Achtung; in Verleumdung und Neid sind die Hauptursachen zu suchen, die dazu führten, dieses ganze Volk auch in unserm Lande so ungerecht zu beurteilen, wie es eben im Alltagsleben so oft zwischen den Menschen gemacht wird!

Auch der Schauspieler Lesitsch von Mailand teilt diese Auffassung. Und warum ich wohl gerade diesen Mann anführe? er darf sich sehen lassen! damit hat es folgende Bewandtnis:

Als unsere Expedition in Belgrad war, wurden wir am folgenden Tage vom Roten Kreuz in den Rot-Kreuz-Spital zum Mittagessen eingeladen. Wir folgten dem Rufe natürlich gerne. Dabei wurden wir auf einen Mann aufmerksam, der sich um das Arrangement zu Tische sehr bemühte. Er machte den Eindruck eines Klosterbruders. Wir stellten auch hier wieder einmal — wie man es so zu tun pflegt — auf den ersten Eindruck ab, und alle waren einig, daß der Mann nicht gerade sympathisch sei. An unsern Tisch kam dann noch ein holländischer Arzt, der aber die deutsche Sprache beherrscht. Im Gespräch erklärte uns derselbe, daß der vermeintliche Klosterbruder Lesitsch heiße und ein berühmter Schauspieler aus Mailand sei, der zu Beginn des Krieges seinen Kontrakt gebrochen habe, um Kranke und Verwundete pflegen zu helfen. Und der Arzt gab ihm weiter das Zeugnis, daß Lesitsch mit großem Eifer und Geschick seiner Pflicht obliege. Natürlich hatten wir jetzt nur Hochachtung für den patriotischen Schauspieler und nahmen uns vor, in Zukunft weniger rasch nach dem ersten Eindruck zu urteilen.

Die Reise nach Kruchevaz ist bereits im ersten Brief beschrieben, und es bleibt mir noch übrig, unsere Erlebnisse während unseres dortigen Aufenthaltes zu notieren. Kruchevaz war im XIV. Jahrhundert die Hauptstadt des serbischen Reiches. Im Jahre 1389 fiel der König Lazar im Kampfe gegen die Türken auf dem Amselfelde. An seine Zeit erinnert nur noch die große Burgruine beim Gymnasium in Kruchevaz. Das Städtchen hat zirka 8—10,000 Einwohner und ist Hauptort des gleichnamigen Kreises, Präfektur und Gymnasium sind eigentlich die einzigen großen, modernen Bauten in der Gegend; im großen und ganzen sind die Häuser alle noch nach türkischem System gebaut und in der Großzahl alt und verlottert. Ein Stück soziale Forderung scheint uns jedoch in Kruchevaz wie überhaupt im ländlichen Teile Serbiens erfüllt: die Einwohner — und sind sie auch noch so arm — besitzen alle eigene Häuser mit kleinen Gärten. Die Kosten für ein eigenes Heim sind aber auch sehr bescheiden und ermöglichen es eben jedem, einen Bau zu erstellen. Wenn gleich in letzter Zeit, namentlich in Kruchevaz, die Landspekulation auch aufgewacht ist, so ist der Boden — gegen schweizerische Verhältnisse gerechnet — noch enorm billig. Baumeister gibt es in den Landesgegenden nicht. Die Bauten werden aber auch furchtbar einfach ausgeführt. Wir hatten einmal Gelegenheit, ein im Bau begriffenes Haus zu sehen. Die Leute setzen einfach zugespitzte Balken, im Rechteck oder Quadrat, so groß eben das Haus werden soll, in den Boden, verbinden die Hölzer mit Weiden oder so etwas Aehnlichem, stopfen die Lichtungen mit Spähne und dergleichen aus und werfen eine Lehmschicht darüber. Dann folgt ein primitiver Dachstuhl mit Ziegeln. Die Häuschen sind durchwegs einstöckig und enthalten nur zwei Räume: einen Vorraum, der als Küche dient, und dann die Stube, zugleich Schlafzimmer für die ganze Familie. Auch die Hühner und die Schweine sind keine seltenen Gäste in diesen Räumen. Die Hausfrau muß aber auch keine Angst haben wegen dem Reinigen des Bodens, denn ein künstlicher Boden wird nicht angelegt, die Muttererde muß hier dienen an Stelle der luxuriösen Böden, wie man sie bei uns findet. Wie die Wohnung, so ist auch Nahrung und Familienleben von primitivster Einfachheit. Wir haben nur eine recht schlechte Gewohnheit getroffen: den Raky-Konsum. Das ist das serbische Nationalgetränk und ist ähnlich unserm Brannt

wein. Dieser Schnaps wird in großen Mengen getrunken, und selbst die Kinder erhalten vielfach an Stelle des Frühstückes Raky. Es erklärt sich daraus wohl auch die große Verbreitung der Tuberkulose unter den Kindern.

Den Haupterwerbszweig bildet die Landwirtschaft. Mais wird am meisten gepflanzt, in einzelnen Gegenden auch Weizen. Im Kreise Kruchevaz sind Pflaumenbäume die Hauptkultur. Industrie ist nur vereinzelt vorhanden.

Die serbische Kirche ist orthodox-griechisch und hat ihr Patriarchat in Karlowitz (Ungarn), aber Bischöfe in Belgrad und Nisch. Die Popen waren gegen uns sehr freundlich; es sind heitere, fröhliche Männer; markante Figuren, meistens mit großen, wallenden Bärten. Sie haben während der Kriegsdauer einen sehr strengen Dienst; aber sie leisten ihn freudig. Wir haben oft ihre starken, prächtigen Singstimmen bewundert. Die Zeremonien sind wesentlich anders, wie bei uns oder auch in der katholischen Kirche. Gegenüber unserm Reservespital stand die Lazarkirche, vom gleichnamigen König im XIV. Jahrhundert gestiftet, und in byzantinischem Stile gebaut. Der Turm mit den Glocken steht in etwa 15 Meter Entfernung der Kirche. Im Innern der Kirche, die strahlenförmige Einteilung hat, befindet sich keine Sitzgelegenheit für die Besucher, sie müssen während der ganzen Dauer des Gottesdienstes stehen. Die kirchlichen Bestattungen gehen ziemlich geräuschvoll vor sich. Dem Leichenzuge voraus schreiten Popen und singen auf dem Wege bis zur Kirche abwechslungsweise Psalmen. Auf einem Teller wird Wein und Weizen getragen. Der Friedhof ist nicht zu vergleichen mit unsern Ruhestätten: dort hat es wohl auch schöne Grabsteine, aber die Ordnung der Gräber folgt nicht in Reihenfolge: kreuz und quer liegen sie durcheinander. Auch der Blumenschmuck fehlt fast vollständig und Gras überwuchert die Erde. Dagegen findet man fast auf jedem Grabe eine Laterne, in welche bei besondern kirchlichen Festen brennende Kerzen gestellt werden. Bei der Abdankung bekommt jeder Teilnehmer eine brennende Kerze in die Hand.

Bei Hochzeiten tragen die Teilnehmer an der Achsel befestigte, bunte Tücher. Eine Zigeunermusik spielt ihre Weisen auf und dann geht's durchs Dorf zur Kirche. Während den kirchlichen Zeremonien tanzen Braut und Bräutigam mehrmals um den Popen und zuletzt geben sie sich einen Kuß.

Eine angenehme Unterhaltung gab es oft am Abend. Etwa eine halbe Stunde von Kruchevaz entfernt, befindet sich ein eigentliches Zigeunerdorf, aus etwa 40 Hütten bestehend. Man muß sie gesehen haben, die dunkelbraunen Gestalten mit den interessanten Gesichtern. Diese Zigeuner leben nur vom Bettel und vom Musizieren. Ganze Schwärme, die sich in Gruppen von 5—6 Mann teilen, kommen abends ins Städtchen und machen Musik. Und wie schön sie ist, diese Zigeunermusik: gefühlvoll, melancholisch. Sobald sie in eine Wirtschaft kommen oder bei schönem Wetter auf einem freien Platz erscheinen, gruppiert sich sofort alles um sie, Offiziere und Soldaten. Wir werden jenen Abend nie vergessen, wo wir Gelegenheit hatten, dabei zu sein. Es war eine schöne Mondnacht, der Aether klar und eine unendliche Zahl hellglänzender Sterne grüßten die Erde. Da hörten wir von ferne Zigeunermusik. Es war auf einem großen freien Platz. Rings um die Musik standen oder saßen auf dem Boden Offiziere, Soldaten und Zivilleute. Dann formierten sie sich, Hand an Hand zu einem Kreis — wie wenn man bei uns Ringelreihen macht — und führten den serbischen Nationaltanz vor. Die Musik hierzu ist eintönig; aber sie hat dennoch tiefen Gehalt und ist imstande, alle Nerven in Bewegung zu bringen: Heimwehstimmung.

Diese Stimmung wird noch intensiver, wenn die Zigeuner die serbischen Lieder vorspielen. Alles singt dann mit, ohne Unterschied im Rang und Alter, und erst hierbei ist es einem, als ob jeder Ton von der Zusammengehörigkeit zeugen würde.

Auf diese Weise verlebt das serbische Militär seine Abende und Mußestunden, und es soll gleich hier gesagt sein, daß wir einfach überrascht waren, im Heer eine mustergültige Disziplin zu finden. Am Vormittag waren Exerzierstunden und nachher fanden kompanieweise Spaziergänge statt mit Trompetern und Trommlern unter Führung eines Offiziers. Am Mittag wurden Spiele gemacht und Ringen und Steinstoßen geübt. Um 8 Uhr abends ist Zapfenstreich. Eine Anzahl Fanfarenbläser und Trommler begehen die Hauptstraße der Stadt und kündigen durch angenehme Töne die Nachtruhe an. Und dann hört man überall den Ruf:

Do widjenja (Auf Wiedersehen) oder Laku Notsch (Gute Nacht).

Interessant für uns war auch, zu sehen, wie die Soldaten ihre freie Zeit verwenden. Solche, die noch Geld haben, versäumen nicht, in einer Wirtschaft dem „Raky" zuzusprechen; aber nachher begeben sie sich bei schönem Wetter auf die Abhänge, die sich um die Stadt ziehen. Dort ziehen sie ihre Kleider aus, nehmen Faden und Nadel zur Hand und reparieren nach Möglichkeit die defekten Stellen. Manch einer aber sucht seine Leibwäsche gründlich nach eingewanderten lästigen Tierchen ab. Natürlich kam das auch im Spital vor; aber nicht immer waren es nur Patienten, die diesen Kampf aufnahmen, auch andere .....

Unser Reservespital „Gymnasium" lag etwas abseits auf einem etwas erhöhten Plateau bei der Kirche Lazar. Die ganze Einrichtung war von primitiver Einfachheit. Bei unserer Ankunft fanden wir nicht die Reinlichkeit, wie man sie in unsern Spitälern gewöhnt ist. Wir vergaßen auch ein wenig, daß es Kriegszeit war, und versprachen uns, daß das Spital in kurzer Zeit reinlicher sein müsse. Es wurde z. B. auf Treppen und Gängen gespuckt, ohne daß man hierin etwas Außergewöhnliches empfand.

Bei unserer Ankunft waren drei Aerzte anwesend. Der Russe Ignatiew verließ das Spital und für ihn trat unser Chef, Dr. Ludwig, ein. Er erhielt zuerst fünf Zimmer mit zirka 70 Verwundeten zugewiesen, während die andern 140 Patienten von den Aerzten Guison und Wladissavliévitsch behandelt wurden. Vögeli wurde als Oberwärter für den untern Boden und ich für den ersten Stock bestimmt. Schon zu Anfang unseres Wirkens sicherte sich Dr. Ludwig durch seine aufopfernde Arbeit großes Zutrauen und unbedingte Achtung. Nicht nur, daß er seine Visiten gründlich besorgte und operative Eingriffe mit vollem Erfolg ausführte, er war auch gleich bereit, nach seiner strengen Arbeit im Spital auch alle jene Patienten zu untersuchen und ihnen zu helfen, die weit, vielleicht 5—6 Stunden, weither kamen, um ärztliche Hülfe zu finden, weil die Landärzte alle im Dienst waren. Es ging gar nicht lange, so verlangten Patienten bei ihrer Ankunft direkt die Behandlung durch den Schweizer Arzt. Und aus der Stadt kamen so viele Gesuche an Dr. Ludwig, so daß er gezwungen war, nur schwerere Fälle zu berücksichtigen. Die armen Leute wurden ohne jedes Entgelt behandelt. Der schweizerfreundliche Kapitän Dr. Drag. Wladissavliévitsch war uns außerordentlich zugetan und er unterstützte und assistierte Dr. Ludwig nach bester Möglichkeit.

Anders verhielt es sich leider mit einem belgischen Arzt, dem der Spital in der Hauptsache gleichgültig war. Er suchte speziell darnach, ausgiebig Privatpraxis zu bekommen, und dabei machte er Rechnungen, die ans Unverschämte grenzten. Das ganze Verhalten dieses Arztes war ein unwürdiges, und es wäre zu einem Protest unserseits gekommen, wenn er sich nicht selber derart verfehlt hätte, daß er von heute auf morgen zur Abreise genötigt wurde.

Jetzt waren noch Dr. Ludwig und Dr. Wladissavliévitsch. Vögeli wurde dem letztern und ich Dr. Ludwig zugeteilt. Die Zeit war schön. Arbeit hatten wir zwar in Hülle; aber alles harmonierte so gut zusammen, daß alle Mängel und Unannehmlichkeiten dahinter verschwanden.

In der Stadt sind zweimal Unglücksfälle passiert und beide Male wollte der Zufall, daß wir die ersten auf dem Platze waren. An einem Sonntag wurden einem Soldaten des III. Aufgebotes von einem Militärzug beide Beine abgefahren. Das Reservespital wurde um Hülfe angegangen, und sofort begaben sich Dr. Ludwig, Vögeli und ich nach dem Bahnhof. Die Blutung war noch nicht gestillt, was für den Verunglückten einen Blutverlust von zirka zwei Litern zur Folge hatte. Wir unterbanden und transportierten den Unglücklichen ins Spital. Nach serbischem Recht darf im Spital erst dann operiert werden, wenn der Patient seine eigene Einwilligung gibt. Das wollte der Mann nun lange nicht tun. Erst nach längerem Zureden des Direktors der Spitäler, Dr. Botta, gab er schließlich seine Zustimmung.

Dr. Ludwig erbot sich, die Operation zu machen — nachdem vorerst noch beraten worden war, ob man den Mann nicht nach Belgrad schicken wolle — und in anderthalb Stunden war die Amputation beendigt mit einem glücklichen Verlauf. (Forts. folgt.)